

Erinnerungen Erinnerungen Erinnerungen

Heilsbronn in den letzten Kriegstagen 1945



75 Jahre danach –
Heilsbronner Zeitzeugen erinnern sich...



Heimatverein Heilsbronn

Heilsbronner

erinnern sich an das Kriegsende im Frühjahr 1945

1945 ist der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen. Für viele Menschen ist dies im Jahre 2020 ein Geschehen aus ferner Zeit. Schon 2005 war das bereits so, 60 Jahre lagen die schlimmen Ereignisse zurück. So hat der Heimatverein Heilsbronn damals Mitbürger gebeten, zu berichten, wie sie die Tage des Kriegsendes in Heilsbronn erlebt haben.

Unter der Leitung des damaligen Beirats Dr. Michael Diefenbacher erzählten elf Zeitzeugen im Konventsaal vor einer großen Zuhörerschaft.

Sie alle und eine weitere Mitbürgerin machten sich die Mühe und schrieben ihre Beiträge auf, die ich später in einem Geheft zusammengestellt habe und dem jahrelangen Vorsitzenden des Heimatvereins Rudolf Hake zu seinem 80. Geburtstag überreichen konnte.

2015 fand im Refektorium zum 70. Jahrestag des Kriegsendes ebenfalls eine Veranstaltung statt. Eine ehemalige Heilsbronnerin, Frau Christa Fugmann, geborene Huber, erfuhr davon und lieferte einen zusätzlichen Bericht; ihr Großvater war am 17. April den einrückenden Amerikanern mit einer weißen Fahne entgegengegangen. Ein weiterer nachträglicher Bericht stammt von Herrn Hans Datz.

Inzwischen wurden alle Hefte verkauft, so dass sich das Museum entschlossen hat, eine Neuauflage anzubieten.

Mögen die Berichte uns Heutige dankbar stimmen, dass Heilsbronn damals nicht Zerstörungen anheimgefallen ist. Erinnern bewahrt vor Gleichgültigkeit.

Heilsbronn, 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs

Heinz Schmutterer

(Vorsitzender des Heimatvereins von 2000 bis 2012)

Ein aus Nürnberg evakuierter Junge erlebt das Kriegsende in Heilsbronn

1945 im Alter von 8 Jahren habe ich das Kriegsende in Heilsbronn erlebt. Geboren in Nürnberg, wuchs ich dort auf, bis am 10. August 1943 bei einem insbesondere auf Industrieeinrichtungen gerichteter Luftangriff unsere Wohnung im Nürnberger Stadtteil Maxfeld durch Sprengbomben und Brandbomben auf umliegende Anlagen so erheblich beschädigt wurde, dass ein weiteres Wohnen dort nicht mehr möglich war.

Da wir Verwandte in Heilsbronn hatten, der Onkel meiner Mutter war der Glasermeister Georg Kuch in Heilsbronn in der Neuendettelsauer Straße, konnten wir am 23. August 1943 nach Heilsbronn. Im September des gleichen Jahres wurde ich in die Volksschule Heilsbronn eingeschult.

Die Neuendettelsauer Straße bot damals noch ein etwas anderes Bild. Inzwischen wurde stadtauswärts rechts vor der Abbiegung zur Schönbühlstraße die Scheune des damaligen Landwirts Wald abgerissen, um eine bessere Sicht für die Schönbühlstraße zu erhalten. Auf der anderen Seite standen nur die Häuser Neuendettelsauer Straße 1 und 3 (Haßler und Strehl). Danach war ein freier Platz auf dem ein Kartoffelkeller eine Art Buckel – etwa ein Meter hoch – bildete. Bei uns hieß der Platz nur „Kellerbuck“; Er ist den späteren Neubauten dort (etwas tiefer) zum Opfer gefallen.

Wir wohnten im Haus der Kohlenhändlerin Anna Weber, die nach dem Tod der Ehefrau von Glasermeister Georg Kuch diesen heiratete. Es handelt sich um das Haus Neuendettelsauer Straße 4. Da die Häuser zwar alle einen Keller hatten, aber als Luftschutzräume nicht sehr geeignet waren, vereinigten sich die dort wohnenden Familien immer im Keller

unter der Glaserwerkstatt (Neundettelsauer Straße 10), die genau gegenüber dem Kellerbuck lag.

Bei Luftangriffen auf Nürnberg war in Heilsbronn oft auch Luftalarm angesagt. Vom Kellerbuck aus konnte man den Himmel über Nürnberg sehr gut überblicken. Es war für uns Kinder ein interessantes Schauspiel, den Sinn begriffen wir ohnehin nicht. Die Scheinwerferstreifen der Luftabwehr zogen ihre Bahnen über den Himmel. Bei den Angriffen selbst wurden oft sogenannte „Christbäume“ abgeworfen, die bunt aussahen und die Luftabwehr ablenken und irreführen sollten. Sobald, die Bomben ihr Ziel erreichten, färbte sich der Himmel rot und alles sah noch gespenstischer aus.

Das Kriegsende selbst habe ich in Heilsbronn miterlebt. Einige Tage vorher kam eine Anweisung, es sollten Panzersperren gebaut werden. Die nächste wurde in der Ansbacher Straße zwischen den Anwesen Fischer und Blümlein gebaut. Wir Kinder konnten uns zwar nicht vorstellen, dass die Auftürmung von Holz und Stein einen Panzer aufhalten sollte, aber die Erwachsenen waren mit dem nötigen Einsatz dran, den Befehlen des Ortskommandanten nachzukommen. Es blieb ihnen ja nichts anderes übrig.

An die Einnahme von Heilsbronn kann ich mich nur bruchstückhaft erinnern. Ich weiß noch, dass viel geschossen wurde und dass Häuser getroffen wurden. Das Erschütterndste für mich war, dass man mir sagte, dass ein Schulkamerad in Mitleidenschaft gezogen worden sei. Und unter der Hand erfuhr ich, dass er in der Waldschen Scheune liege. Natürlich war die Neugier größer als alle Ermahnungen, wir durften nicht hineingehen und so stand ich kurze Zeit neben dem

toten Kameraden, mit dem ich gemeinsam zur Schule gegangen war. Doch die weiteren Ereignisse ließen den Schmerz erst einmal vergessen und die blanke Angst aufziehen. Nachdem Heilsbronn eingenommen war, wurden die Häuser nach versteckten Soldaten durchsucht. Auch sollten Wertgegenstände abgegeben werden. Zwei Erinnerungen sind davon geblieben. Wir hatten eine wertvolle Kamera meines Vaters, der noch als Soldat im Krieg war, unter einem Kohlenhaufen im Keller versteckt. Als dann die Soldaten aber durch das Haus meines Großonkels, des Glasermeisters Kuch, gingen, sahen sie ein Bild an der Wand hängen, das meinen Großonkel in Uniform zeigte. Das reichte, um ihn als Deserteur sofort zu verhaften und mitzunehmen. Die Informationen, die wir bekamen, waren sehr indifferent, von harmlos bis hin zur bevorstehenden standrechtlichen Erschießung. Dabei handelte es sich um das Hochzeits-

bild meines Großonkels, der darauf zwar in Uniform zu sehen war, aber in einer Uniform des Ersten Weltkriegs, denn da heiratete er. Aber wie sollte man das Menschen klar machen, die kein Deutsch sprachen und sich auch nicht auf Diskussionen einließen. Wem wir es letztlich zu verdanken hatten, weiß ich nicht, aber es fand sich eine Person, die englisch sprechen konnte und die es schließlich auch schaffte, dass der Irrtum aufgeklärt wurde und mein Großonkel wieder frei kam. Aber bis dahin war aus lauter Angst die Kamera schon ausgegraben und abgegeben.

Nach Aussagen soll sie aber in Heilsbronn geblieben sein. Aber was macht das heute noch, denn wir haben die letzten Tage des Krieges und auch die harte Zeit danach überstanden und dies hilft uns noch heute, vieles anders zu sehen wie die nachfolgende Generation.

Ein dreizehnjähriger Heilsbronner erlebt Tagesluftangriffe in Nürnberg

Von 1944 bis 1945 besuchte ich die kaufmännische Handelschule Dr. Sabel in Nürnberg. Sie liegt in unmittelbarer Nähe des Hauptbahnhofs. Der Unterricht wurde sehr oft durch Fliegeralarm gestört. Bei Fliegeralarm mussten wir Schüler in dem schräg gegenüberliegenden Luftschutzbunker Schutz suchen. Er befand sich in der Stadtmauer und hatte seinen Zugang im Waffenhof (heute Handwerkerhof) und galt als sehr sicher. Als Dreizehnjähriger erlebte ich dort einige Fliegerangriffe. Bei Luftangriffen war im Bunker eine ängstliche Atmosphäre. Deutlich hörte man die nahen Bombeneinschläge, die weiter entfernten als Donnerrollen wie bei einem Gewitter. Nach den Angriffen mussten wir zu Fuß, manchmal an zerbombten und

an brennenden Häusern vorbei, zum nächsten Bahnhof nach Schweinau laufen. Es fielen dann auch meist Züge aus und wir kamen in total überfüllten Waggons spät in Heilsbronn an.

Bei einem dieser Angriffe war das Hauptziel die Bahnstrecke Nürnberg-Stein. Die Gleisanlagen wurden mit vielen Treffern arg zerbombt. Nach der Entwarnung verließen wir wieder unseren Bunker und mussten zu Fuß vom Hauptbahnhof Nürnberg zum Bahnhof Stein laufen. Dort wurde am späten Abend ein Zug eingesetzt, der bis zum letzten Trittbrett total überfüllt, gegen 23 Uhr den Bahnhof Heilsbronn erreichte. Das Schuljahr wurde wegen der immer häufiger werdenden Gefahren bereits im Februar 1945 beendet.

Tieffliegerangriff auf einen Personenzug

Als Hitlerjungen waren wir am Oster-sonntag, 1. 4. 1945, verpflichtet, Schützengräben zu erstellen. Das war am Ketteldorfer Eck, links vor der Bahnunterführung, damals noch alles unbebautes Gelände.

Gegen zehn waren wir beim Schaufeln, ein Personenzug fuhr aus dem Bahnhof Heilsbronn in Richtung Ansbach. Plötzlich wurde er von amerikanischen Jagdfliegern beschossen und zum Anhalten gezwungen. Die Lok hatte gerade noch die Brücke passiert und stand uns etwa 50 Meter gegenüber. Sie war natürlich das Hauptangriffsziel und wurde mehrmals beschossen, bis an verschiedenen Stellen Dampf entwich. Sie beschos-

sen auch unsere zum Teil fertiggestellten Schützengräben, wo wir zum Glück Schutz gefunden hatten.

Die Geschosse schlugen unmittelbar über uns ein. Am Anfang des Beschusses warfen die Jabos einige Splitterbomben. Zum Glück verfehlten sie das Ziel. Weniger Glück aber hatten viele Zuginsassen, die auf freiem Feld, am Bahndamm oder im angrenzenden Wäldchen Schutz suchten. Es gab leider viele Tote und Verwundete. Heute noch erinnert ein Steinkreuz auf unserem Friedhof an die Personen, die damals ihr Leben verloren haben.

Für uns Jugendliche von kaum 15 Jahren war es ein schlimmes Erlebnis.

Die letzten Tage vor der Einnahme Heilsbronn

Etwa eine Woche bevor die Amerikaner Heilsbronn einnahmen, hatte deutsche Feldgendarmarie an der Götzkreuzung einen Kontrollpunkt errichtet. Dort wurde hauptsächlich kontrolliert, ob sich deutsche Soldaten von ihrer Truppe oder von der Front entfernt hatten. Auf dieses Vergehen stand oft die Todesstrafe.

An einem dieser Tage ging ich über die Götzkreuzung in die Bahnhofstraße in Richtung Post. Unterhalb der Polizei be-

gegnete mir ein Oberfeldwebel in Ausrüstung. Ich hatte den Eindruck, dass er unsicher um sich blickte und dachte mir, den musst du warnen und sagte ihm, dass nach wenigen Metern die Feldgendarmarie ist. Er war wie vom Blitz getroffen, machte sofort kehrt und lief eilend in Richtung Bahnhof.

Habe ich einen Familienvater kurz vor Kriegsende vor einer Verurteilung bewahrt? Ich hoffe, ich war ein Schützen-
gel.

17. April 1945 – die Amerikaner besetzen Heilsbronn

Das Kriegsende erlebte ich als Fünfzehnjähriger im Haus Museumsgasse (heute Abteigasse) 6. Schon Tage zuvor erfuhr man, dass die Kriegsfront immer näher auf unsere Stadt zukommt. Mitunter hörte man schon Geschützdonner. Am 17. April war es dann soweit, Heilsbronn wurde aus Richtung Ketteldorf von anrollenden Panzern beschossen.

Mit meiner Mutter und den übrigen Hausbewohnern suchten wir Schutz in unserem Kartoffelkeller. Er war nicht

sehr tief und lediglich ein Splitterschutz. In unserer Nachbarschaft und in der Kirche schlugen Granaten ein, eine davon gleich zu Beginn des Beschusses knapp vor unserem Haus. Der Luftdruck riss den Schutz unseres Kellerfensters weg. Wir verkrochen uns in die hinterste Ecke, hatten sehr Angst und waren sehr froh, dass keine Granate einschlug. Nach geraumer Zeit hörte der Beschuss auf und wir hörten englische Stimmen auf der Straße. Nun wagten wir uns vorsichtig

aus unserem Keller und sahen die ersten Amerikaner, Schwarze und Weiße. Dann kamen zwei Amerikaner ins Haus und fragten: „Nix Soldat?“. Sie durchsuchten alle Räume. Ich musste immer vorausgehen, die Amerikaner mit Gewehr im Anschlag hinterher. Sie waren äußerst vorsichtig, denn wer will schon einige Wochen vor Kriegsende noch sein Leben verlieren. Beim Hinausgehen fragte mich einer halb englisch, halb deutsch: „Häff ju Bier, Wein, Schnaps, Eier?“ Ich verneinte, wir hatten schon Tage vorher einiges im Keller vergraben.

Einer von ihnen klopfte „mir freundlich auf die Schulter und fragte mich lächelnd: „Ju gudder Nazi?“ Was sollte ich nun antworten? Mit einem freundlichen Okay verließen sie das Haus.

Für uns war der lange Krieg nun Gott sei Dank zu Ende. Nach einigen Tagen fragten wir Kinder die Amerikaner: „Blis häf ju Schouklett? Häf ju Schuwingum?“ – Meist bekamen wir von den lange ersehnten Süßigkeiten etwas ab.

Erinnerungen eines damals Fünfzehnjährigen

1.

Die folgenden Zeilen zählen zwar nicht zu den unmittelbaren Kriegseignissen in Heilsbronn, sie sind jedoch Teil meiner Erlebnisse in den letzten Kriegswochen und werfen ein Licht auf die damaligen Verhältnisse.

Im März 1945 wurde ich mit vier weiteren 14- und 15-Jährigen aus Heilsbronn in ein Wehrtüchtigungslager in Weißenburg eingezogen. Weil die damaligen Verhältnisse es nicht anders zuließen, fuhren wir mit dem Fahrrad. Unterwegs mussten wir mehrere Male Schutz im Wald vor Tieffliegern suchen. Wir waren in Weißenburg in einer Schule untergebracht, wurden in zu große Uniformen gesteckt und am Karabiner 98 ausgebildet. Nach etwa einer Woche erschienen nachts gegen 11 Uhr plötzlich die Hausleitung und unsere Väter. Diese wollten uns nach Hause abholen. Nach einigem Hin und Her wechselten damals rare Lebensmittel den Besitzer und wir durften mit nach Hause fahren. Mit einem mit Holzgas betriebenen LKW ging es dann wieder nach Heilsbronn. Dies war in der damaligen Zeit ein äußerst riskantes Unterfangen unserer Väter, denn dies hätte als Wehrkraftzersetzung ausgelegt und mit bösen Folgen geahndet werden können.

2.

In den Tagen vor Ostern mussten wir von der Hitlerjugend auf einem Brachgelände unmittelbar links vor der Ketteldorfer Eisenbahnüberführung Schützengräben ausheben. Diese zogen sich am Hang entlang und entlang der Bahnlinie und sollten der Heimatverteidigung dienen. So waren wir auch am Ostersonntag, dem 1. 4. 1945, im Einsatz. Gegen 10 Uhr vormittags sahen wir plötzlich von Westen her mehrere (etwa 5 bis 6) Tiefflieger im Anflug. Es waren solche von den berühmten Jagdbomben, die an der roten Propellernabe gut zu erkennen waren. Gleichzeitig fuhr auf der Bahnstrecke ein Personenzug in Richtung Wicklesgreuth. Die Tiefflieger griffen den Zug an, schon bei der ersten Angriffswelle wurde die Lok getroffen. Der Zug blieb stehen, aus dem Lokkessel strömte Dampf aus. Die Reisenden verließen in Panik den Zug und suchten Schutz neben der Bahnlinie und in den ausgehobenen Schützengräben. Auch wir von der Hitlerjugend verkrochen uns in den Gräben. Die Jagdbomber (Jabos) flogen in mehreren Wellen im Tiefflug in etwa 30 Meter Höhe immer wieder von Westen her an und beschossen den Zug, die Schützengräben und die schutzsuchenden Reisenden mit Bord-

kanonen und mit Splitterbomben. Der Angriff dauerte schätzungsweise eine halbe Stunde. Als der Spuk vorüber war, bemerkte ich einen neben mir liegenden Luftwaffenangehörigen, der in die Brust getroffen und tot war. So weit ich mich erinnern kann, gab es bei diesem Angriff 21 oder 22 Tote und zahlreiche Verletzte. Die Verletzten wurden in das „Alte Schulhaus“, dem heutigen RPZ (zur Klosterzeit war es die „Neue Abtei“), gebracht und dort von Helferinnen des Roten Kreuzes versorgt und behandelt.

3. Nachdem am Weißen Sonntag durch Bombeneinschläge in der Nähe des Achillesturmes Schäden an den Dächern der umliegenden Häuser entstanden waren, musste ich einem Maurer der Baufirma Knörr helfen, das Dach des Anwesens Pfarrgasse 14 auszubessern. Plötzlich tauchte wieder ein Tiefflieger auf, ich sagte zu dem Maurer, er möge vom Dach herunterkommen, da der Tiefflieger angreife. Er sagte darauf: „Die können mich mal“, wir blieben auf dem Dach und arbeiteten weiter. Der Tiefflieger warf eine Bombe, die erheblichen Schaden anrichtete.

4. Etwa am 25. April mussten die noch verfügbaren Volkssturmmänner eine Panzersperre in der Ansbacher Straße zwischen den Anwesen Hausnummer 9 und Hausnummer 10 bauen. Diese verlief quer über die Straße, war etwa 2 Meter tief und etwa 2 Meter hoch und mit Erdmaterial hinterfüllt. Die Amerikaner stürzte diese Panzersperre jedoch nicht, denn sie kamen durch die Badstraße. Als die Kampfgruppen ankamen, erließen sie am nächsten Tag einen Aufruf, dass die Panzersperren unverzüglich beseitigt werden müssen, sonst würde Heilsbronn beschossen werden. Daraufhin wurden die Panzersperren unverzüglich wieder beseitigt.

5. Als am Morgen des 17. April die Front von Nordwesten her immer näher rückte, wurde Heilsbronn mit Artilleriegranaten beschossen. Das Baywa-Lagerhaus wurde getroffen und brannte aus. Auch vor dem Forstamt in der Ansbacher Straße schlug eine Granate ein. Ein Trupp der Waffen-SS zog mit einer Panzerabwehrkanone (Pak), die von einer Kuh gezogen wurde, durch die Neuendettelsauer Straße in Richtung Süden und setzte sich kampflös ab. Dem Vernehmen nach hisste ein Heilsbronner Bürger an seinem Anwesen eine weiße Flagge. Gegen 17 Uhr sah ich einen farbigen Soldaten der Kampftruppen mit der MP in Anschlag durch das Forstamtsgässchen kommen, danach rückten mehrere Jeeps mit Soldaten an. Sie kamen zu uns ins Haus Neuendettelsauer Straße 1 und fragten, ob wir Waffen hätten. Als wir das verneinten, besetzten sie das Haus und quartierten sich für die Nacht ein. Wir durften im Haus bleiben, mussten aber im Keller nächtigen. Die Soldaten verhielten sich sehr diszipliniert, einer sprach Deutsch und sagte zu meiner Mutter, sie möge ein Reh braten, das sie auf der Kühlerhaube des Jeeps mitbrachten. Da unser Kachelofen durch den Einschlag der Artilleriegranate vor dem Forstamt beschädigt war, mussten wir erst Lehm beschaffen, um den Ofen behelfsmäßig auszubessern. Als der Rehbraten gegen 1 Uhr nachts fertig war, bekamen wir auch etwas davon, mussten jedoch im Keller bleiben. Die Amerikaner zogen an diesem Abend des 17. April nicht mehr weiter, die Front verlief also mitten durch Heilsbronn, der restliche Teil der Neuendettelsauer Straße wurde erst am Tag danach besetzt.

Erinnerungen an die Zeit vom September 1944 bis Dezember 1945

Am 29. Juli 1938 wurde ich als zweites Kind des Pfarrers Theodor Schmidt geboren. Ab September 1941 wurde meinem Vater die Pfarrstelle Heilsbronn übertragen. Mit drei, ab August 1945 vier Geschwistern, wuchs ich im geräumigen Pfarrhaus und im idyllischen Pfarrgarten auf. Unsere Eltern hielten, soweit sie konnten, den Krieg und alle Nachrichten darüber von uns Kindern fern. Dennoch haben sich einige Ereignisse mir eingeprägt:

Die Einschulung im September 1944. Ich erinnere mich an Hauptlehrer Ritter und viel mehr an unsere gütige, gerechte und auch strenge erste Klassenlehrerin **Frl. Fürbringer**. Mein Schulweg führte mich am Haus des Bürgermeisters Hofmeister vorbei. „Angst machten mir die dunkel-blutroten Plakate an den grünen Fensterläden. Ich konnte sie nicht verstehen, noch lesen. Später erfuhr ich, dass sie Urteile des Volksgerichtshofes verkündeten.

Unvergessen ist mir ein kleines Erlebnis: An der Hand meines Vaters, der zum Religionsunterricht ging, machte ich mich auf den Schulweg. Es war Ende November, es lag etwas Schnee, der Boden war rutschig, auf der Nürnberger Straße fuhren deutsche Militärlastwagen, ich hatte Angst, unter die Räder zu kommen! Mein Vater spürte das, fasste meine kleine Hand ganz fest und hob mich auf die der Straße abgelegene Seite des Gehsteiges. Ich war in Sicherheit, die Angst war weg.

Immer öfters mussten wir in den Luftschutzkeller, auch nachts. Ich hatte Angst! **Nie Angst vor dem Tod**, den konnte ich mir nicht vorstellen. Aber davor, dass eine Bombe in das Pfarrhaus einschlägt, dass der Keller einstürzt und

ich verschüttet werde, dass ich um Hilfe rufe und mich niemand hört und ich jämmerlich erstickte.

Über die Bomberverbände machten wir Spottverse, wie: „Achtung, Achtung ohne Ende, über Kuhstall Kampfverbände, biegen ab zum Schweinestall, bombardieren den Hühnerstall...“

Im Januar und Februar 1945 wurde Nürnberg schwer bombardiert. Vor dem Alarm sahen wir die „Christbäume“, die die „Pfadfindermaschinen“ an den Himmel zur Zielmarkierung gesetzt hatten: Schaurig schön und angstmachend. Nach einigen Stunden, nach der Entwarnung, kamen wir aus dem Keller zum „Luftschnappen“! Der ganze nordöstliche Horizont, von der Pfarrhaustreppe aus gesehen, war blutrot! Unvergesslich!

Am hellichten Tag fielen zwei Eineinhalbzentnerbomben hinter dem „Achillesturm“, wir waren im Keller. Nach der Entwarnung wurden die Schäden, besonders an den Fenstern festgestellt. Etwas Eigenartiges hat uns überrascht: Der große Luftdruck hat die beiden vor den Küchenfenstern im ersten Stock eingehängten Winterfenster ausgehängt und sie sanft an der Wand nach unten gleiten lassen, etwa fünf Meter darunter standen sie unversehrt.

Die letzten Kriegstage:

Ich erinnere mich an die schwarze Wolke über unserem Lagerhaus, das von der SS in Brand geschossen worden war. Auch daran, dass wir verbranntes Getreide als Hühnerfutter bekamen.

An folgende Artillerietreffer kann ich mich erinnern:

Bei Hafnermeister Schneider in der Pfarrgasse fand ich deutsche Eierhandgranaten, mit denen ich spielte, bis sie mir von den entsetzten Eltern weg-

genommen wurden. Woher sie kamen wussten wir nicht.

Der Einmarsch der Amerikaner in Heilsbronn:

Die Amerikaner durchsuchten in der Pfarrgasse das Anwesen Albrecht. Großes Durcheinander herrschte, Gitarren lagen zerbrochen am Boden. Beim Finanzamt (heute: Konventhaus) spielten Soldaten mit einem ovalen „Lederei“, das ich zum

ersten Mal in meinem Leben sah. In der jetzt teilweise zugeschütteten Senke am Beginn der Weißenbronner Straße links war ein großes Lager der Amerikaner. Sie waren freundlich und schenkten uns Süßigkeiten.

Gerne erinnere ich mich an die „Schulspeisung“ im Keller unserer Volksschule und an die Weihnachtsfeier der US-Army für Kinder, zu der die ganze Schule mit dem Personenzug fuhr.

Blutiger Ostersonntag 1945 in Heilsbronn.

Ich wohnte im Frühjahr 1945 als Evakuierte mit meinen drei Söhnen in der Altendettelsauer Straße im Behelfsheim Nr. 1. Am ersten April, dem Ostersonntag, holte ich zwischen 8 Uhr und 9 Uhr im Geschäft Segets am Lindenplatz in der damals üblichen Aluminiumkanne Milch. Auf dem Rückweg, es war etwa in der Höhe des Anwesens Imper, kreiste über mir ein Aufklärungsflugzeug, das plötzlich in den Tiefflug überging, so als ob es die im Sonnenlicht glänzende, Milchkanne beobachten wollte. Später, ungefähr zwischen 11 Uhr und 12 Uhr, brachte ich meiner Nachbarin, der ebenfalls evakuierten Frau Brunner, etwas Milch und dabei passierte Folgendes: Als wir uns unterhielten und Frau Brunner dabei Klöße formte, hörten wir plötzlich ein lautes „Tatatata- Geräusch“.

Ich lag dann mit einer Schussverletzung an der rechten Schulter und Zertrüm-

merung des rechten Schulterblattes über ein Vierteljahr bis zum 12. Juli 1945 im Krankenhaus Neuendettelsau und wäre – so wurde mir berichtet – bei der Einlieferung am 1. April fast verblutet.

Später erfuhr ich, was sich an jenem Ostersonntag bei der Familie Brunner zugetragen hatte:

Die Großmutter war tödlich verwundet worden, ihre Tochter hatte einen Beinsschuss unterhalb des Knies und ist am selben Tag verblutet. Die 18-jährige Enkelin Lore hatte einen Lungenschuss erlitten und überlebte.

Ich bin dankbar, dass ich diesen schrecklichen Tag nun schon 60 Jahre überleben durfte, habe aber immer noch schlimme Erinnerungen daran.

Erinnerungen einer 92-Jährigen an das Ende des Krieges 1945

Die letzten Wochen vor Kriegsende im Frühling 1945 waren seltsam warm und schwül und die Stimmung durch das regelmäßige Auftauchen und Überfliegen der Stadt und Umgebung von Tiefflie-

gern bedrückend. Das sollte Heilsbronn besonders am Ostersonntag 1945 merken. Gegen Mittag des Ostertages hörten wir aus Richtung Bahnhof heftige Schießerei, nachdem Tiefflieger die

Stadt überflogen hatten. Sie hatten einen Personenzug, der aus dem Heilsbronner Bahnhof Richtung Ansbach ausfuhr, erspäht und ihn beschossen. Der Zugführer hatte den Zug auf dem hohen Bahndamm angehalten. Die Reisenden sprangen aus dem Zug und suchten Schutz am Bahndamm.

Nun flogen die Flieger am Bahndamm auf und ab und beschossen die schutzlosen Menschen. Es gab Tote und viele Verwundete. Ich erfuhr dies alles, nachdem ich durch einen Boten von der Leiterin des Roten Kreuzes, Frau Lucca von Schuh, am späten Mittag in die „Neue Abtei“ gerufen worden war. Dort im großen Saal der „Neuen Abtei“, waren inzwischen Verwundete und Sterbende, Soldaten und Zivilisten, auf Pritschen, untergebracht worden und wurden schon von Heilsbronner Sanitätern und Rotkreuzhelferinnen versorgt. Der Heilsbronner Arzt und ein oder zwei Militärärzte waren zur Stelle und linderten die Schmerzen der Verwundeten durch Spritzen und halfen den Sanitätern und Helferinnen beim Anlegen der Verbände. Die Toten wurden in einen Waschraum gelegt und die Verwundeten im Laufe des Nachmittags ins Krankenhaus nach Neuendettelsau gebracht.

Ich kümmerte mich bis zum Abend um einen schwerverwundeten Soldaten, der nicht mehr transportfähig war. Er lag am Abend noch als Einziger in dem großen Saal. Er hatte eine fürchterliche Kopfwunde, die Dr. Bauer mit meiner Hilfe neu verbunden hatte. Aber das Leben tropfte weiter mit seinem Blut aus ihm heraus. Ich saß bei ihm und hielt seine Hand, die sich ab und zu in der meinen stark verkrampfte. Ich dachte an meinen Mann, der seit Herbst 1944 im Osten vermisst wurde. Ich erfuhr zwei Jahre später durch einen Heimkehrer, dass mein Mann in der gleichen Osternacht in einem russischen Gefangenenlager

gestorben war. Und nun starb dieser schwerstverwundete Soldat auch in derselben Nacht.

Zwei Tage später wurden 13 Tote des Fliegerangriffs auf dem Heilsbronner Friedhof beigesetzt. Wir Rotkreuzhelferinnen mussten zur Beerdigung in Tracht erscheinen. Meiner Erinnerung nach wurden die Toten einzeln in Särgen in die Erde gesenkt. Die NS-Partei hatte das Begräbnis organisiert; es fand ohne Geistlichen statt. Die Feier wurde durch Tiefflieger unterbrochen, die den Friedhof überflogen. Uns Helferinnen in unseren hellen Trachten wurde befohlen, in der Friedhofskapelle Schutz zu suchen, bis die Gefahr vorbei war.

Bis zum 17. April kamen täglich in regelmäßigen Abständen vier bis sechs Flieger im Tiefflug über den Gasthof „Schönau“ hinweg, flogen über den Schwabachgrund, dabei das Wasserhaus beschießend, machten bei Weiterndorf eine Schleife zur Bahnstrecke hin und flogen an dieser entlang in Richtung Ansbach fort. Wir konnten das von unserem Haus aus in der Unteren Berghofstraße gut beobachten.

Wegen der Tieffliegergefahr wurden auch die letzte Zeit die wichtigen Kaufläden schon morgens gegen fünf Uhr geöffnet, da ab sieben Uhr Daueralarm bis zur abendlichen Entwarnung gegeben wurde. Öfters musste ich mit meinem Fahrrad Schutz im Straßengraben hinter einem Baum suchen, wenn überraschend Tiefflieger über mich hinwegbrausten.

An einem der letzten Sonntage vor dem Ende gab es noch einen Tieffliegerangriff auf die Stadt. Das Ausmaß erkannte ich am Montag, als ich, wie immer, zum Kindergarten in der Pfarrgasse ging, wo ich als Kindergärtnerin tätig war. Die Türen des Kindergartens waren aus den Angeln gerissen. Sämtliche Fenster

waren zersplittert. Tische und Fußböden waren mit Glassplittern und feinstem Glasstaub übersät. Auch im nahen Münster waren die Fenster kaputt. Bis dahin waren die Kinder noch täglich zum Kindergarten gekommen. Bei Alarm hatten die Mütter sie so schnell wie möglich abgeholt, da wir keinen geeigneten Schutzraum im Gebäude hatten. Mit den Kindern, die nicht abgeholt wurden, durften wir im Keller des Hauses Trapp in der Pfarrgasse Schutz suchen. Von diesem letzten Angriff an musste der Kindergarten notgedrungen seinen Betrieb einstellen.

Es kam der 17. April und die Amerikaner kamen. Es flogen noch einige Granaten über die Stadt und etliche Häuser in Bahnhofsnähe brannten. Wir konnten es von unserem Haus aus sehen. Eine Granate traf auch das Haus Ott, Ecke Schönbühlstraße. Dort kam der kleine Rudi Ott ums Leben.

Wir hatten die letzten Nächte vor dem 17. April schon im Keller verbracht mit sechs kleinen Kindern, die wir im Haus hatten. An diesem 17. April wagten wir uns öfters aus dem Keller, um frische Luft zu schöpfen. Letzte deutsche kleine Soldatentrupps zogen auf der Neundettelsauer Straße dem Wald zu. Ein deutscher Kommandostab setzte sich für kurze Zeit in der „Schönau“ fest und stellte eine Kanone dort ab. Der Stab und die Kanone verschwanden dann. Eine unheilvolle Stille lag über der Stadt. Man wartete ängstlich, was geschehen würde.

Am Abend stand dann der Gemeindevorsteher Kolb vor der „Schönau“ mit seiner großen Ausschellglocke und verkündete laut, dass die Amerikaner in der Stadt eingezogen seien. Die Bürger wurden aufgefordert, abends ab soundsoviel Uhr die Häuser nicht mehr zu verlassen und morgens erst zu einer bestimmten Zeit

wieder die Straße zu betreten. So waren wir nun an diesem 17. April 1945 „amerikanisch“ geworden. In den nächsten Tagen rasselten Panzer durch die Stadt und Kolonnen von Militärfahrzeugen. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, Waffen, Munition und Fotoapparate auf der Polizeistation in der Bahnhofstraße abzugeben. Unterwegs durch die Stadt wurden von Soldaten erst mal die Taschen „kontrolliert“ und die besten Stücke „konfisziert“.

Ein- bis zweimal mussten wir unser Haus für Soldaten räumen und fanden bei freundlichen Nachbarn für zwei Nächte Unterkunft.

Anfang Mai mussten wir das Haus für lange Zeit, bis Dezember, verlassen. Drei neuere Nachbarhäuser, die „Schönau“ und das Barthelmeßhaus in der Neundettelsauer Straße wurden besetzt. Der Wiesengrund wurde Parkplatz für die Militärfahrzeuge. Wir waren in der Nähe unseres Hauses in einem kleinen Haus zu siebt untergebracht. Es war uns erlaubt, in unseren Garten zu gehen und unsere Waschküche zu benützen, die wir vom Garten aus betreten konnten. Es zogen, alle paar Wochen wechselnd, 25 Soldaten ins Haus ein. Sie waren freundlich, besonders zu den Kindern, mit denen sie gerne im Garten spielten. Auch zu uns Erwachsenen nahmen sie Verbindung auf und suchten Unterhaltung. Allmählich kamen sie auch mit ihren Waschsäcken und baten uns, für sie zu waschen. Sie brachten uns Waschpulver und so wuschen wir täglich und bügelten Wäsche und Uniformen. So verdienten wir uns unseren Lebensunterhalt, da seit Kriegsende keine Renten mehr ausbezahlt wurden. Aus den einstigen Feinden wurden nicht gerade Freunde, aber wir kamen gut mit ihnen aus. Die Kinder lernten Kaugummi und Süßigkeiten kennen, die sie, alle im Krieg geboren, noch nicht kannten.

Erst Anfang Dezember 1945 verließen die letzten Soldaten unser Haus und wir konnten nach gründlicher Renovierung und Reinigung, wieder einziehen.

Zum ersten Mal nach den Kriegsjahren konnten wir ein sehr bescheidenes, aber friedliches Weihnachtsfest feiern.

Geburtstag am Tag der Einnahme von Heilsbronn

1.

In den Sommerferien 1944 half ich bei meinen Paten in Heilsbronn. Sie besaßen eine Bäckerei. Alle Lebensmittel waren rationiert. Brot gab es deshalb nur gegen die entsprechende Menge Brotmarken. Die Markenabschnitte mussten sortiert und sortenweise mit „Wasserglas“ (einem damals gebräuchlichen primitiven Klebstoff) auf alte Zeitungsbögen aufgeklebt werden. Das war meine Ferienarbeit. Monatlich wurden die Marken beim Ernährungsamt Ansbach abgerechnet und gegen das neue Kontingent Mehl-Bezugsscheine umgetauscht.

Im August 1944 war das Ernährungsamt bereits von Ansbach nach Lichtenau ausgelagert worden. Lichtenau war nur mit dem Fahrrad erreichbar (Autos Fehlanzeige!) Ich bekam den Auftrag, die fertig präparierten Brotmarken nach Lichtenau zu transportieren. Es war ein unförmiges, schweres Riesenpaket, ca. 80 mal 40 cm, und ich hatte Mühe, es auf dem wackeligen Gepäckständer sicher zu befestigen. Ich freute mich auf die Radtour, es war ein herrlicher Sommertag.

Es ging alles wunderbar. Einige kleine Flugzeuge, immer wieder in der Ferne vernehmbar, störten mich nicht. Auf den Feldern arbeiteten die Bauern friedlich. Plötzlich knallten Schüsse, die Flugzeuge flogen tiefer, zogen hoch, kamen wieder, knatterten weiter, flogen erneut an, wieder und wieder. Das Rad samt der kostbaren Markenlast flog in den Straßengraben, ich duckte mich unter eine

mickrige Hecke. „Lieber Gott, hilf“, es ratterte weiter, immer weiter... Wie lange der Spuk dauerte, ich weiß es nicht. Als ich in Lichtenau ankam, bekam ich Schelte, weil die Amtszeit fast vorüber war und die „Anlieferung“ früher zu sein hatte... Ich musste lange warten. Als ich endlich heimkam, schimpfte der Onkel, wo ich solange spazieren gefahren sei?

Am nächsten Tag erzählten Kunden, dass eine achtzehnjährige Bauerntochter bei der Feldarbeit von Tieffliegern erschossen worden war.

2 .

Die letzten turbulenten Kriegsmonate verbrachte ich mit vielen meiner Ansbacher Schulkameradinnen zur Ableistung von „Kriegshilfsdienst“ in der Muna von Oberdachstetten. Unsere ganze Schule war seit dem 1. Oktober 1944 dorthin „dienstverpflichtet“. Wir wurden dort vereidigt, erhielten eine Erkennungsmarke, einen Militärpass und ein Soldbuch und wohnten kaserniert in Holzbaracken. Der „Dienst“ ging von 7.00 Uhr bis 18.00 Uhr.

Wir waren drei Heilsbronner Mädchen, alle unter 16 Jahren. Deshalb durften wir – mit Ausnahmegenehmigung – übers Wochenende heimfahren. Am Freitagabend nach Dienstschluss rannten wir mit Freudengeheul vom Munagelände zum Bahnhof Oberdachstetten, bekamen den Zug nach Ansbach und kamen in der Regel zwischen 22.00 Uhr und 23.00 Uhr, oft auch später in Heilsbronn an, die Züge fuhren ja unregelmäßig.

Es muss anfangs Februar gewesen sein, als wir an einem Freitag erst kurz vor Mitternacht in Heilsbronn ankamen; unsere Freundin wohnte in der Nürnberger Straße, wir zwei anderen im „oberen Kloster“. Der Mond leuchtete gespenstisch und wir vernahmten undefinierbare Geräusche – Stampfen, Scharren, fremde Laute, Pferdewiehern. Wir zwei hielten inne. Lange. Aber wir konnten ja nicht stehen bleiben und über den Birnbaumsweiher (Klosterweiher) wagten wir uns in dieser Finsternis auch nicht. Also los. Wir fassten uns an den Händen. Als wir durch das untere Tor kamen, bot sich uns ein unheimlicher Anblick: Der ganze Marktplatz wimmelte von kleinvüchsigen Soldaten in fremden Uniformen, kleinen Pferdchen und vielen Panjewagen, Strohhaufen, abgedunkelten Laternen, im Dreieck aufgeschichteten Gewehren. Die durchziehende Wlassow-Armee* hatte ihr Feldlager aufgeschlagen und wir zwei Mädchen mussten durch all das Gewimmel hindurch. Ich glaube, wir haben viele Vaterunser gebetet, bis wir – im Großen und Ganzen unbehelligt – am Katharinenturm angelangt waren und da keine fremden Soldaten mehr sahen. Ich sehe heute noch das entsetzte und doch glückliche Gesicht meiner Mutter, als ich um ca. 22.30 Uhr klingelte.

Nach der Zerstörung des Ansbacher Bahnhofs Ende Februar konnten wir nur bis Lehrberg fahren, mussten dann bis Sachsen laufen und konnten – mit Glück – dort einen Zug, oft war es auch ein Güterzug, erwischen. Ab anfangs März fuhren wir mit Fahrrädern und zurück, ausschließlich nachts, ohne Beleuchtung auf schlechten Nebenstraßen und über uns brummt die Bomber... Wir mussten jedenfalls am Montagmorgen ab 6.00 Uhr in der Muna sein, sonst wären wir „fahnenflüchtig“ gewesen und standrechtlich erschossen worden, wie uns jeden Montag beim Appell er-

neut gesagt wurde. Als wir am Wochenende, am 12. oder 13. April, durch die Wache der Muna gingen, sagte der alte Feuerwerker aus Lehrberg, der uns jede Woche verabschiedet hatte: „O Madli, o Madli, bleibd ner daham ba eierer Mutter; etzerdla brauchd ihr nemmer kumma. Bleibd ner alli gesund!“

In unvergesslicher Erinnerung blieb mir, dass das triste Munagelände in diesen März- und Apriltagen in ein Blütenmeer von überschwänglicher Pracht eingebettet war. Alles blühte und duftete verschwenderisch, Büsche, Frühlingsblüher, bereits der Flieder; die Sonne strahlte vom wolkenlos blauen Himmel, und ungestört brummt täglich Pulks von silberblitzenden Flugzeugen mit todbringender Last in Richtung Würzburg. Der Kontrast Leben und Tod konnte nicht größer sein.

3.

Dienstag, 17. April 1945.

Mein Geburtstag.

Am frühen Morgen ging ich in die Bäckerei meines Paten, um zu helfen. Meine Mutter versprach mir, einen Geburtstagskuchen zu „zaubern“, wenn sie nachmittags von ihrem Dienst in der Baywa heimkäme.

Soweit ich mich erinnere, schellte der alte Gemeindediener gegen Mittag aus, dass wegen drohender Gefahr die Häuser nicht mehr zu verlassen und die Luftschutzkeller aufzusuchen seien. Etwa um 14.00 Uhr verließ ich die Bäckerei im Haus Hauptstraße 17. Es war totenstill. An den Hauswänden entlangschleichend, kam ich bis zum Katharinenturm, als mich von dort ein älterer Nachbar anrief und mich schnell in den dortigen Keller zog. Dort saßen schon viele Menschen, Kinder, Kleine und Große. Es war stockfinster, keiner redete. Nach langer Zeit öffnete der Nachbar endlich die Tür für mich und ich konnte die paar Schritte zur Hauptstraße 29 heimgehen. Es war ca. 16.00 Uhr. Meine

Mutter atmete auf, als ich da war. Sie stand in der Küche und überwachte den Geburtstagskuchen.

Alle Hausbewohner – vier Frauen, drei Kinder und ein zum Schutz aus der Nachbarschaft herbeigeholter alter Mann – saßen bereits im Keller. Ich setzte mich dazu. Man flüsterte miteinander, erregt, gespannt, bedrückt. Von der Straße her war nichts zu vernehmen. Die Stille war beklemmend. Plötzlich Stimmen. Die Kellertüre ging auf, schwere Tritte auf der schmalen, finsternen Kellertreppe, amerikanische Laute, wir erstarrten. Ein scharfer Taschenlampenlichtkegel tastete uns ab, suchte nach versteckten Soldaten. Hinter dem Licht kam ein Hüne zum Vorschein, er schob sich bis zu uns vor, hoch, breit, schwarzhaarig, in Offiziersuniform, dekoriert mit Ehrenzeichen, dahinter ein schmaler junger Soldat, das Gewehr in der Hand. Wir mussten aufstehen, vortreten. In diesem Augenblick kam meine Mutter die Kellertreppe herunter, in den Händen den heißen „Kuchen“ (ein Gebäck aus Schwarzmehl und Magermilch, schwer wie ein Backstein). Der Soldat fuhr herum, riss sein Gewehr hoch, der Hüne fragte scharf, was das solle. Meine Mutter sagte in aller Unschuld: „Der Geburtstagskuchen für meine Tochter“ Stille. „Wer ist die Tochter?“ Ich trat vor: „Ich“. Der Offizier musterte mich lange. Plötzlich, knallhart wie ein Gewehrschuss: „Bist du Nazi?“ Nazi? Ich Nazi? Ich konnte den Begriff für mich nicht einordnen und sagte patzig: „Nazi? Ich bin halt deutsch!“ Meine Mutter erstarrte, alles war stumm. Die Spannung knisterte. Pause. Der Hüne machte stumm kehrt, die zwei stapften die Treppe hinauf. Wir wagten kaum zu atmen. Dann sagte jemand: „Etz wern's uns abholln und eispermn“ – Stille!

Es dauerte lange. Dann polterte die Türe. Der Riese kam wieder. In den Händen

Dosen, Tüten, Päckchen, Milchpulver, Hershey's Sirup, Cadbury-Schokolade, Kekse, Kaffee. Er sagte: „Zu deinem Geburtstag kannst du dir Kakao machen! Ich wünsche dir Glück“. Und er gab mir die Hand. Ich starrte ihn an. Auge in Auge. Sagte ich danke? Er sagte: „Wie alt bist du heute?“ „Sechzehn!“ Pause. Er starrte. Dann: „Ich stamme aus Karlsruhe. Meine Schwester war zwölf.“ Er machte kehrt und beide gingen. Auf der Treppe fanden wir Dosen mit Ham und Eggs und Eipulver. An diesem Tag, dem Tag des Einmarsches der Amerikaner in Heilsbronn, habe ich das Schicksal dieses amerikanischen Karlsruhers und seiner Schwester sowie seiner Familie noch nicht begriffen. Aber ich habe erlebt und verstanden, was „Frieden“ ist.

Am gleichen Tag wurden in Heilsbronn junge Mädchen vergewaltigt; das Baywa-Lagerhaus brannte ab; meine Mutter weinte, sie hatte jahrelang dort gearbeitet.

Es konnte tagelang nicht gebacken werden, bis der Unrat aus Ofen und Backstube beseitigt war.

Krieg und Frieden in Heilsbronn
am 17. April 1945.

1

** Andrej Andrejewitsch Wlassow (*1901), war sowjetrussischer General und geriet 1942 in deutsche Gefangenschaft; 1944 bildete er mit deutscher Unterstützung eine antisowjetische „Befreiungsarmee“ aus sowjetischen Kriegsgefangenen. Er wurde 1945 von den Amerikanern an die Sowjets ausgeliefert und von diesen hingerichtet.*

17. April 1945 – ein schwerer Tag im Leben einer Zehnjährigen

Die Nacht vom 16. auf den 17. April 1945 verbrachten wir im Keller unseres Hauses. Wir hatten Wäsche und Lebensmittel dabei. Im Doppelhaus mit zwei Kellern lebten sechs Parteien. Insgesamt waren 12 Personen in unserem Keller.

Gegen 14.00 Uhr waren Schüsse zu hören, außerdem musste den Geräuschen nach ein tieffliegendes Beobachtungsflugzeug über unserem Haus kreisen. Frau Katheder-Groß vom anderen Teil unseres Doppelhauses war inzwischen über den Dachboden zu uns gekommen und teilte uns mit, dass deutsche Soldaten sich in unserer Wohnung umziehen würden. Sie hat sie gebeten, wegzugehen und schlug ihnen den nahen Wald vor. Nun waren viele Einschläge zu hören. Ich saß an der Mauer in unserem Keller und fror, deshalb tauschte mein Bruder Rudi, sieben Jahre alt, mit mir den Platz. Kurz danach war ein furchtbarer Krach zu hören. Überall war roter Staub, meine Mutter rief: „Wir verbrennen!“ Ich konnte mich nicht mehr bewegen und schrie, dann war ich bewusstlos. Da die anderen Personen im Keller nicht in der Schusslinie waren, konnten sie aus dem Keller. Auch meine Mutter ist mit zwei Geschwistern geflüchtet. Nach einiger Zeit kamen zwei Männer und haben mich ausgegraben und auf einen Schuttberg gelegt. Immer wieder waren Einschläge zu hören.

Später kam jemand und hat mich in einen anderen Keller gebracht, wo meine Mutter mit den zwei Geschwistern war. Dort musste ich mich erbrechen. Später kam mein Vetter Willi Ott und brachte mich in die Gaststätte „Schönau“. Wir mussten sofort in den Keller, dort waren auch Frauen aus Nürnberg. Als der Bruder meines Vaters kam, fragte Mutter nach unserem Bruder Rudi und der Onkel gab zur Antwort: „Der hat es

überstanden.“ Drei Tage mussten wir im Schönau-Keller bleiben, es gab nichts zu essen und zu trinken. Ich habe fast die ganze Zeit über geschlafen. Die Schönau war von den Amerikanern beschlagnahmt worden. Sie holten uns nun aus dem Keller und wir mussten durch ein Spalier von Soldaten, einige von ihnen stупften uns dabei mit dem Gewehr. Ein höherer Dienstgrad tadelte die Soldaten deswegen und nahm mich auf den Arm. Er nahm unsere Familie mit in die Küche der Schönau, dort bekamen wir Rühreier, ich aber habe nichts gegessen. Der schon erwähnte Onkel war aus dem Ruhrgebiet, er verhandelte mit den Amerikanern und erhielt die Genehmigung, dass wir in unsere Wohnung durften. Dort lagen Uniformen und Schutt umher, auch standen Panzer um das Haus. Frau Gröschel aus dem Nachbarhaus konnte Englisch und sagte den Amerikanern, dass ein Kind – mein Bruder Rudi – umgekommen ist. Jemand hatte ihn in die Scheune des Bauern Wald gebracht, die damals auf dem heutigen Grundstück der Familie Hermann Spelter an der Ecke Neuendettelsauer/Schönbühlstraße stand. Ein Geschosssplitter hatte Rudi in der rechten Schläfe tödlich getroffen.

Unser Haus konnten wir nicht mehr bewohnen, so waren wir zunächst in einem Haus am Lindenplatz untergebracht. Unsere Mutter bemühte sich nun um die Beerdigung unseres Bruders. Ihr wurde jedoch mitgeteilt, dass eine Beerdigung nicht möglich wäre, nur ein Eingraben. Pfarrer Theodor Schmidt, der damalige Heilsbronner Gemeindepfarrer erreichte es aber, dass Rudi neben dem Massengrab (am 1. April kamen 24 Menschen bei einer Beschießung eines Zuges auf der Höhe des Bahndammes um) beerdigt werden konnte. Voller Schmutz standen wir mit ein paar Fichtenzwei-

gen in der Hand auf dem Friedhof am Grab, Pfarrer Schmidt wurde von Soldaten bewacht. Im Kirchenbuch musste er eintragen, dass unser Bruder infolge eines Unfalls verstorben ist. Neben

lagen zwei gefallene deutsche Soldaten in Zeltplanen eingewickelt, sie kamen in das Massengrab, durften aber nicht von Pfarrer Schmidt beerdigt werden.

Eine Heilsbronnerin vom Marktplatz erlebt Krieg und, Kriegsende

Ich bin am 30. Januar 1936 in Heilsbronn, Adolf-Hitler-Platz 15 geboren; im Haus der Bäckerei Jakob Scherzer, dem früheren klösterlichen Marstall. Auf meinen Geburtstag war ich immer ein bisschen stolz, denn im Kalender war er halb rot, der „Tag der Machtergreifung“ von Adolf Hitler.

1942 kam ich in die Schule. Fräulein Ida Fürbringer war unsere Lehrerin, eine bereits pensionierte Lehrkraft mit schlohweißem Haar. 72 Kinder waren wir im Schulzimmer. Am Marktplatz zu wohnen war interessant. Man konnte zuschauen wie eine Parteikundgebung mit Rednerpodium und Buchsbäumchen vorbereitet wurde und dann den Reden des Ortsgruppenleiters und SA-Führers sowie den Liedern der Menge zuhören. Wir hatten vier Stoffbahnen für die Fenster, die wir bei solchen Anlässen an den Blumenkästen befestigten; das wurde verlangt.

Ab 1942 gab es schon Luftangriffe auf Nürnberg und somit Fliegeralarm. Bürgermeister Georg Hofmeister (der Großvater von Karl Hofmeister, geb. 1940) brachte von seiner Buchbinderei die tragbare Sirene zur Mitte des Platzes und mittels einer Kurbel wurde per Hand der Alarm ausgelöst. Natürlich gab es auch Probealarm. Alles musste geübt werden für den Ernstfall.

Schlimm war für mich bei den Luftschutzübungen das Aufsetzen der Volksgas-

masken. Für Kinder gab es kleinere. Ich empfand Luftnot und Horror.

Es herrschte Verdunkelungspflicht. Von den Fenstern durfte bei Dunkelheit kein Lichtschimmer nach draußen gehen. Daran gewöhnte man sich. Bei Fliegeralarm wurde zusätzlich die Lampe verhängt. Alarm in der Nacht war schrecklich. Aus dem Tiefschlaf aufgeweckt, musste man sich vollständig anziehen, auch Schuhe und Mantel, um in den Keller oder die ausgewiesenen öffentlichen Luftschutzräume zu gehen. In der Museumsgasse (heute Abteigasse) waren LSR 2 im Dormitorium und LSR 3 im ehemaligen alten Schulhaus (heute RPZ in der Neuen Abtei). Es waren große Gewölbekeller in den alten Klostergebäuden. Sie waren gut gekennzeichnet. Auf weißem Anstrich standen die Großbuchstaben für den Luftschutzraum mit der Nummer. Wir konnten die Bombenangriffe auf Nürnberg hören und deutlich am hellen Lichtschein, dem roten Himmel, sehen und verfolgen. Von uns aus war die Richtung Nürnberg über dem Abts-garten des heutigen Religionspädagogischen Zentrums. Das größte Inferno war am 2. Januar 1945.

An den Tieffliegerbeschuss auf einen Personenzug nahe dem Heilsbronner Bahnhof erinnere ich mich, weil die Verletzten auf Bahren an unserem Haus zum Notlazarett ins alte Schulhaus (RPZ) vorbeigetragen wurden. Immer wieder brachten sie einen, es hörte nicht auf.

Für mein Kinderherz war das furchtbar. Es war ein sonniger Ostersonntag, der 1. April 1945.

Unser Vater war beim Volkssturm. Er musste die Panzersperre aus Baumstämmen über die Ansbacher Straße beim damaligen Amtsgericht, heute Realschule, mitbauen. Der Feind war nahe.

Am 17. April 1945 hatte meine Schwester Elisabeth ihren 18. Geburtstag und Mutter hatte einen Kuchen gebacken. An diesem Tag rollten die amerikanischen Panzer in Heilsbronn ein. Unser Haus hatte ein Gewölbe und der Keller des Hausherrn lag tief unten. Sieben Familien, die ganze Hausgemeinschaft, saß viele Stunden eng und verängstigt in diesem Keller.

Unser Vater musste weg, um die Straßensperren abzubauen. Als wir wieder in die Wohnung hoch kamen, sahen wir, dass beim Beschuss eine Granate in das Endreshaus (Tina und Georg Endres), heute Raiffeisenbank, Ecke Marktplatz/Hauptstraße, gegangen war. Splitter waren zu unserem Schlafzimmerfenster geflogen und steckten im Schrank.

Als Kind hat man keine Vorstellung vom Feind. Wie wird er mit uns umgehen, nachdem wir den Krieg verloren haben? Diese Gedanken spukten mir im Kopf herum, ich war neun.

Erwachsene hatten den ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918 miterlebt oder wussten davon, dass es sich am Kriegsende auch noch leben lässt.

Für uns am Marktplatz herrschte ab sofort von der Besatzung folgendes Gebot: Die Fenster mussten geschlossen bleiben und auch die Fensterläden. Einer hatte ein Astloch, gut für unsere Neugier! Es wurden Sperrstunden angeordnet, während dieser Zeit man nicht auf

die Straße durfte. Wir konnten etwa zwei Wochen lang nicht über den Marktplatz gehen, dieses Verbot galt für uns Anwohner. Bei uns wohnte eine aus Köln evakuierte Frau. Deren Schwiegertochter mit Enkelin wohnte im Haus Sauernheimer/Meyer beim Marktbrunnen. Um sie zu besuchen, stiegen wir bei unserem Nachbarn Pöverlein, Museumsgasse 1, auf den Heuboden, durch ein Fenster in den Böttingersgarten an der Stadtmauer (heute Meditationsgarten des RPZ) und beim Haus Meyer im 1. Stock wieder hinein.

Die Kölner Frau war Diabetikerin. 1946 starb sie mit 66 Jahren, weil sie kein Insulin bekam. Alles war knapp, hauptsächlich die Lebensmittel. Wir waren vier Erwachsene und ein Kind. Ich holte die Milch in der Kanne bei Segets am Lindenplatz. Für zwei Tage standen uns ein dreiviertel Liter zu.

Mangels Brot gab es morgens „gebratene Feldhühner“, wie sie unsere Mutter nannte. Gekochte Kartoffeln hat sie in der Pfanne leicht angebraten und halbiert, mit Marmelade bestrichen, konnte man sie zum Kaffee essen. Auch röstete sie im Tiegel Getreidekörner, die ich mit der Kaffeemühle zu Kaffeersatz mahlen musste. Suppe gab es aus ausgekochten Knochen, die man nach dem dritten Mal ablieferte für ein Stück Seife. Aus den gekochten gelben Kohlrüben – hier sagt man Rangensen – hat sie Salat gemacht, sehr gut!

An die gedörrten Stockfische, die man einmal zugeteilt bekam, erinnere ich mich noch sehr genau. Sie haben scheußlich ausgesehen und waren knochenhart; in der Bodenkammer haben wir sie an der Luft aufgehängt. Vor dem Kochen mussten sie lange im Wasser weichen. Als Kochfisch in weißer Soße waren sie gut. Ein beliebtes Essen der damaligen Zeit war das mit Zwiebeln

und Gewürzen geröstete Blut und Kartoffeln dazu. Man kaufte es wie Presssack; jeder bekam nur ein gleich großes Stück bei Kupfer in der Abteigasse. Dafür musste man ganz früh vor dem Laden im Gedränge stehen.

Zu Weihnachten wurde der sogenannte „Waschkorbkonfekt“, ein sparsames Plätzchenrezept, gebacken. Die Frauen kamen mit den Teigschüsseln in die Backstube und ließen das Gebäck auf den großen Blechen im Backofen backen. Daheim gab's noch keine elektrischen Backröhren etc.

Kleidung war ebenfalls Mangelware. Aus dem Stoff von Bettbezügen hatte meine Schwester karierte Dirndlkleider, ich bekam einen Rock aus rotem Inlett, verziert mit weißer Zackenlitze, sehr schön!

In den Weihnachtsferien musste ich mit Vater in den Wald zum Äste sammeln, Holz für den Küchenherd – bei Schnee mit dem Schlitten. Diese Arbeit mochte ich gar nicht, aber er redete mir jedes Mal gut zu, dass ich auch nicht viel tun müsse.

1946 war ich in der vierten Klasse. Wir hatten Herrn Lehrer Weiß, der uns am Nachmittag den Übertritt an die Oberrealschule vorbereitete, vorwiegend wurden Rechen-Textaufgaben geübt. Wir mussten an drei Tagen eine Aufnahmeprüfung machen. Im September fuhren wir dann in den überfüllten Zügen, teilweise auf den Plattformen,

nach Ansbach. Unser Weg führte an den zerbombten Häusern des Bahnhofsviertels vorbei, deren Bilder wir jetzt in der Sonderausstellung des Markgrafenmuseums „60 Jahre danach, Luftangriffe in Ansbach“, wiedererkannten. Am 22. Februar war Ansbach als wichtiger Eisenbahnknotenpunkt Ziel des strategischen Luftkrieges der Alliierten.

Überfüllte Klassen, Schulraumnot, zum Teil nicht qualifizierte Lehrer, ein abgebrauchtes Schulbuch für zwei Kinder und Schulgeld, das zu bezahlen war, dies war die damalige Situation.

Für uns Heilsbronner kamen dazu schlechte Zugverbindungen, manchmal kamen wir erst am Abend nach Hause. Eine Zeit lang fuhr der Zug nur bis Wicklesgreuth, dann fuhren wir mit dem „Windsbacher Bockl“ bis Petersaurach und von dort wurden wir privat mit einem offenen Lieferwagen abgeholt.

Alles musste bewältigt werden, man konnte sich nicht beschweren und auch nicht auf die Barrikaden gehen. Ich war als Kind in dieser Zeit nicht unglücklich, außer dass ich den Vater vermisst habe. Als Zollbeamter wurde er an den Grenzen bis nach Estland eingesetzt.

Der Trauergottesdienst im Münster für die Bäckermeisterseheleute Großberger blieb mir in fester Erinnerung; sie hatten ihre drei Söhne in diesem Krieg verloren. Hoffentlich gibt es nie wieder Krieg wünschte ich mir, nachdem ich verheiratet war und wir zwei Söhne hatten.

Kriegsende, erlebt in der Weiherstraße

Ich wurde 1935 geboren und wuchs in der Schäferei Thumshirn (damals Weiherstraße 1) auf. Am Ende des 2. Weltkriegs war ich also zehn Jahre alt. Etwa 50 Meter entfernt befand sich die Mineral- und Limonadenfabrik Pöverlein (heutiges Anwesen Badstraße 47) mit umfangreichen Kellergängen zur kühlen Aufbewahrung der Getränke.

Bei Fliegeralarm gingen wir mit unserer Mutter in den Pöverleinskeller. Viele Menschen aus unserer Umgebung waren dort, um Schutz zu suchen. Am Tage, als die Amerikaner Heilsbronn besetzten, waren wir auch dort. Als wir den Keller verließen, standen am Ausgang, bzw. dem Eingang des Hauses die amerikanischen Soldaten, jeder mit einem Gewehr. Angst kam auf. Wir sahen die ersten Neger.

In unserem Haus konnten wir wohnen bleiben, dagegen mussten einige unserer Nachbarn ihr Haus für einige Zeit verlassen und die Amerikaner zogen dort ein. Ein deutscher Soldat hatte vorher zu meiner Mutter gesagt, sie solle eine große Unordnung machen, da würden die Amerikaner nicht wohnen wollen. Deshalb hatte sie Küche und Stube mit offenen „Büscheln“ ausgelegt und sie verstreut. Das hat geholfen, wir durften bleiben.

Die Amerikaner führten eine Zeit lang eine Sperrstunde ein. An einem Abend kam bei uns der alte Herr Konrad Wießner aus der Pfarrgasse vorbei. Weil es nach der Sperrstunde war, fragte er meine Mutter, ob er bei uns übernachten könne. Er sagte: „Ich komme nicht mehr heim, die Amerikaner würden auf mich schießen!“ Er hat dann bei uns in der Stube die Nacht verbracht und konnte erst am nächsten Morgen heimgehen.

Kurze Zeit bevor die Amerikaner nach Heilsbronn kamen, waren noch deutsche Soldaten in unserer Stadt. Vor unserer Scheune stand die „Feldküche“. Ein Soldat kam zu meiner Mutter und forderte sie auf, schnell das Scheunentor aufzumachen. Sie wollten reinfahren, weil Tiefflieger kamen. Mutter wehrte ab. „Das kann nicht sein; in der Scheune sind Heu und Stroh, euer Schlot raucht noch, es könnte ein Feuer ausbrechen!“ Der Soldat erwiderte: „Wenn uns die Tiefflieger sehen, beschießen sie uns, und euer Haus geht in Flammen auf!“ Mutter machte doch das Scheunentor auf und die Feldküche verschwand in der Scheune. Wir hatten Glück – es ist nichts passiert, alles ist gut ausgegangen!

Kriegsende in Heilsbronn nach der Flucht

Meine Eltern und ich sind am 11. Februar 1945 nach unserer Flucht aus Ostpreußen in Heilsbronn angekommen. So haben wir das Kriegsende hier erlebt.

Wir hatten bis dahin noch keine Bombenangriffe erlebt; wohl in Danzig Fliegeralarm, aber keine Bombenangriffe. Nach unserer Flucht über das Eis des Frischen Haffs und dann bis hierher, fühlten wir uns in Heilsbronn sicher und geborgen. Dann wurde uns plötzlich

nach dem Beschuss durch die Flieger klar, dass auch hier der Krieg noch nicht zu Ende war.

Wir saßen im Eiskeller der Brauerei Gundel, als die Amerikaner in Heilsbronn einrückten. Die Truppen haben uns nicht belästigt, sie forderten uns nur auf, in unsere Häuser zu gehen. Dann aber begann der Alltag mit seinen Schwierigkeiten.

Kriegsende in Weißenbronn

Auf der heutigen Heilsbronner Straße standen Panzer mit SS.

Ein Flugzeug flog darüber hinweg. Kurze Zeit später fuhren die Panzer in Richtung Triebendorf.

Eine Granate schlug drei Meter neben dem letzten Standpunkt des letzten Panzers ein, direkt in das Schlafzimmer meiner Großeltern. Mein Großvater

schaute den Panzern nach, da fiel ihm ein Dachziegel auf den Kopf. Dadurch war er der einzige Verwundete. Anschließend kamen die Amerikaner.

Aus fast allen Häusern wurden die weißen Fahnen gehängt, bei einigen Weißenbronnern war keine weiße Fahne zu sehen, deshalb haben die Amerikaner in die Luft geschossen. Sofort waren auch dort die weißen Fahnen zu sehen.

Kriegsende in Bonnhof

Nachdem unsere Familie im August 1943 in Nürnberg ausgebombt worden war, hatten wir in unserem Haus in Bonnhof Unterschlupf gefunden. Dort war zwar jeder Raum, einschließlich der Bodenkammern, belegt, weil immer wieder verwandte Familien Nürnberg verlassen und auf dem Land leben wollten; aber wir waren alle froh, überhaupt ein Dach über dem Kopf zu haben. Im April 1945 verfolgten wir im Radio mit großer Sorge das Näherrücken der amerikanischen Armee; einige Leute überlegten, in den Wäldern zu verschwinden, bis das Hauptkontingent der Besatzer durchgezogen war, aber wir wollten auf jeden Fall im Haus bleiben, schon wegen der alten Personen und der kleinen Kinder.

Der Keller war mit Balken abgestützt und im hintersten Teil – mit Tonnengewölbe und Quelle – hatten wir einige Sachen versteckt; Die völlige Finsternis dort und das Rauschen der Quelle machten den Ort für Fremde etwas unheimlich.

Im Dorf waren noch einige deutsche Soldaten, von denen man befürchtete, sie würden sich verteidigen wollen; außerdem lag im Haus gegenüber ein Verwundeter, der von einer Magd rührend versorgt wurde. Glücklicherweise entschloss sich die Gruppe samt ihren Verwundeten so schnell wie möglich zu verschwinden.

Nun lag das Dorf wehrlos da, in ängstlicher Erwartung des Feindes. Da befahl der Ortskommandant den alten Männern, die noch da waren, eine Straßensperre aus kleinen Baumstämmen zu bauen, auf der Straße nach Bürglein. Sie handelten dabei nicht anders, als der „Knabe der Disteln köpft“, denn letztendlich kamen die feindlichen Panzer nicht von Bürglein herauf, sondern auf der Straße überm Dorf, Richtung Gott-

mannsdorf. Wir saßen alle im Keller und wussten nicht so genau, was oben vor sich ging. Gott sei Dank merkten die Ami gleich, dass keinerlei Gegenwehr da war und hörten auf zu ballern, sodass schließlich kein einziger Hof in Flammen aufging.

Als wir langsam aus dem Keller heraufkamen, waren die Eroberer schon da und wollten sich im Haus umsehen. Sie hatten schnell gemerkt, dass unseres das Beste im ganzen Ort war und befahlen, es in Kürze zu räumen. Nur das Nötigste konnten wir mitnehmen. Einige Bewohner kamen bei verschiedenen Bauern unter, während unsere Familie versuchte, sich im Fischhäuschen einzurichten. Dabei war unsere Angst vor den Amerikanern genauso groß, wie deren Angst vor den Deutschen. Es war nämlich in den vergangenen Tagen von einer „Aktion Werwolf“ gemunkelt worden, als eine Art Selbstmord-Attentätern unter der Jugend. Ich habe aber niemals etwas Näheres darüber gehört oder gesehen; deshalb nehme ich an, es war nur eine Verzweiflungspropaganda der Nazis, die – Gott sei Dank – nie Wirklichkeit wurde. Die feindlichen Truppen merkten schnell, dass es in diesem kleinen Dorf keine größeren Probleme gab und machten sich auf in Richtung Ansbach, auch die Artilleriegeschütze, die am „Weinberg“ aufgebaut worden waren, wurden zu unserer großen Erleichterung wieder abgebaut. Wir konnten unerwartet schnell in unser Haus zurück und fanden es – zur großen Freude aller – unzerstört; allerdings hatten sie meinen kleinen Foto mitgehen lassen und einen Hirschfänger von meinem Großvater, ein herrliches Sammlerstück mit reich verzierter Klinge. Nun waren wir also „besetzt“; mussten die Radios und größeren Küchenmesser abgeben, bekamen sie aber bald wieder zurück.

Während in den letzten Monaten das Sprichwort umlief „genießt den Krieg, der Frieden wird fürchterlich“, konnten wir doch weiterleben und uns auf die völlig neue Situation einstellen. Mit

Gottes Hilfe hatten wir – allerdings ohne meinen Bruder, der 1944 in Russland vermisst gemeldet wurde – das Kriegsende erreicht.

Erinnerung an den Einmarsch der Amerikaner in Weiterndorf

Der 17. April 1945 war mein 9. Geburtstag, es war ein schöner Frühlingstag. Am Vormittag wurde mein Vater verpflichtet, mit zwei Pferden Wehrmachtsgut nach Wassermungenau zu fahren.

Als am Nachmittag der Kanonendonner immer lauter wurde, begaben wir uns in den Kartoffelkeller des Nachbarn, denn dieser hatte einen Ausgang ins Freie. Meine Mutter hatte Gelenkrheumismus und konnte nur schlecht gehen.

Am Ortsrand von Weiterndorf brachte die deutsche Wehrmacht ein Geschütz in Stellung, um die auf der damaligen Reichsstraße von Richtung Nürnberg heranrückenden Amerikaner zu beschießen.

Daraufhin beschossen die Amerikaner Weiterndorf. Wir waren sehr erschrocken, als zwei Granaten explodierten. Zwei Bauernhöfe brannten ab, der Hof Endres total, bei Emmert Stall und Scheune. Mehrere Anwesen wurden durch Granaten beschädigt.

Ein Pole, der sich unter Gebüsch versteckt hatte, wurde tödlich verletzt und Herr Endres starb an seinen schweren Verletzungen.

Sehr erfreut waren wir, als mein Vater um Mitternacht mit den Pferden nach Hause kam.

Weiterndorf lag nun zwei Tage lang zwischen den Fronten. Auf der Reichsstraße fuhren die Amerikaner und im Süden waren die Deutschen, deshalb traute sich keiner die weiße Fahne zu hissen, bis es die Polen taten, denn in Weiterndorf waren ungefähr 20 Polinnen und Polen als Fremdarbeiter.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner fanden in Weiterndorf keine Übergriffe der Polen gegenüber den Einheimischen statt, sie brachten ihren Bauern sogar Wurstdosen aus den Wehrmachtzügen.

Besonders geschockt hat mich der Anblick des verletzten Nachbarn Endres.

Unvergesslich ist für mich das riesige Feuer in der Nacht beim Brand der Bauernhöfe und danach die abgebrannten Ruinen.

Sehr neugierig war ich auch auf die Amerikaner und ihre Panzer, dabei sah ich auch das erste Mal Neger in Uniform. Die Meinung der Leute in Weiterndorf war: Hauptsache der Krieg ist vorbei und es wird nicht mehr geschossen.

Ergänzung

2015, zehn Jahre nach Erscheinen dieses Heftes brachten Frau Christa Fugmann, geborene Huber und Herr Hans Datz ergänzende Mitteilungen.

Frau Fugmann ist die Enkelin von Herrn Julius Huber, der den Amerikanern mit einer weißen Fahne entgegen ging. Herr Datz wohnte 1945 in der Spitalgasse 6. Er erinnert sich:

Der erste große Angriff, einige Wochen vor dem Einmarsch der Amerikaner, es war Ostersonntag, flogen amerikanische Tiefflieger einen Angriff auf einen in Richtung Ansbach fahrenden Personenzug. Am Bahndamm lagen danach 23 Tote. Die Verwundeten wurden von Herrn Lederer mit seinem Sohn Albert auf einem luftbereiftem Pferdefuhrwerk zum Notverbandsplatz in der Neuen Abtei gefahren; die Schwerstverletzten brachten sie mit dem Fuhrwerk ins Krankenhaus nach Neuendettelsau. An einem anderen Tag wurde der Lokführer Schmidt, wohnhaft am Bahnhofsbuck, beim Wasserauffüllen der Dampflokomotive von einem Tiefflieger erschossen.

Die Amerikaner näherten sich Heilsbronn am 17. April von Ketteldorf her. Bei Beschießungen erhielt u. a. das Haus der Familie Nölp in der Alten Poststraße, Hausnummer 20, einen Granateneinschlag und brannte vollständig aus.

Granateneinschläge erhielten auch die Sparkasse, damals im Rathaus untergebracht, dabei wurde der Geldschrank getroffen, so dass das Geld auf der Straße lag. Keiner wagte es, das Geld aufzuheben, weil mit Erschießung gedroht wurde. Ebenso traf es einen Stall der Familie Leidel in der Waldstraße Nr. 8. Ein Sohn der Familie Ballenberger ist an einem der folgenden Tage durch eine herumliegende Gewehrgranate an der Götz-Kreuzung vor dem Anwesen Am Postberg Nr. 13 ums Leben gekommen.

In der Fürther Straße, Ecke Feldstraße stand gegenüber dem Haus der Familie Lutz ein Flugabwehrgeschütz 8,8. Es ist nicht sicher, ob jemals ein Schuss damit abgegeben worden ist.

Die Stadtübergabe von Heilsbronn an die Amerikaner am 17. April 1945

Am 17. April 1945 war die Familie Huber im Keller der Hauptstraße 15 versammelt, besorgt und verängstigt, wie alle Familien in Heilsbronn. Julius Huber, Friseurmeister und approbierter Bader hatte bereits den 1. WK als Sanitäter – Feldscher erlebt und war politisch eher skeptisch gegenüber den lokalen Vertretern der nationalsozialistischen Stadtverwaltung. Schon über den ganzen April hatten viele Bürger Heilsbronn wahrgenommen, dass das Regime kurz vor dem Untergang war und eine Wen-

de zum Sieg kaum möglich erschien. In den Tagen vor dem 17. April war nochmal eine SS-Sondereinheit aufgetaucht, um zusammen mit dem Bürgermeister Hofmeister den Widerstand der Bevölkerung zu organisieren. Alle Jungen der Hitlerjugend wurden aufgerufen, eine Panzersperre in der Ansbacher Straße zu errichten. Dazu wurden Baumstämme herangeschleppt. Vermutlich wusste Julius Huber wie sinnlos und vergeblich eine solche Aktion war, die sich anschickte, ein paar bewaffnete minder-

jährige Jungen mit wenigen Soldaten gegen eine hochgerüstete Armee antreten zu lassen. Die Aussicht war ein sinnloser Widerstand mit viel Blutvergießen. Gleichzeitig war die Angst in der Bevölkerung präsent, dass einige SS-Soldaten jeden Widerstand mit Todesurteilen ahnden würden.

Als der Lärm der Geschütze näher herankam, standen die Stadtverantwortlichen zunächst ratlos am oberen Tor. Eine vorbei hastende, junge Frau hörte die Worte: „Was sollen wir jetzt tun?“. Wie auch die zuvor präsenten Soldaten haben sie sich dann versteckt. Etliche Bürger, die unterwegs waren, flüchteten sich in die Kartoffelkeller in der oberen Badstraße, wo sich auch einige SS-Soldaten aufhielten.

Die Amerikaner waren von einer ganz anderen Richtung, als vermutet gekommen, - nicht aus der Ansbacher Richtung, sondern aus Bonnhof, Birkenloh, Ketteldorf, und waren über die Badstraße bzw. über den Marktplatz in die Stadt zum alten Finanzamt (Konventhaus) vorgedrungen. Schüsse wurden abgegeben auf das Finanzamt, das Forstamt und das Rathaus. Die Fenster des Huberschen Anwesens waren zerborsten. Immer wieder waren Detonationen zu hören. In den Pausen eilten Heilsbronner, die von den herannahenden Panzern überrascht wurden von Keller zu Keller, um nach Hause zu kommen. Niemand war offensichtlich bereit, das Risiko einzugehen, entweder Widerstand zu leisten oder mit einer weißen Fahne zu signalisieren, dass man zur Aufgabe bereit sei. Der Bürgermeister ließ sich nicht blicken, die Lage war gespannt und zunehmend bedrohlich. Die Panzer begannen ihre Kanonen auf das Münster und die umliegenden Gebäude zu richten. Aus Sorge, dass doch einzelne, fanatische Nazi-Anhänger den zuvor geforderten Widerstand

mit Schüssen in die Tat umsetzen, aber auch, um unnötiges Blutvergießen und eine weitere Zerstörung der Gebäude zu vermeiden, entschloss sich Julius Huber mit einer weißen Fahne in der Hauptstraße auf die bedrohlich wirkenden Panzer der Amerikaner zuzugehen. Als Appell an die ängstlich, in ihren Kellern abwartenden Bewohner und die vermutlich schussbereiten Amerikaner hat er mehrmals lautstark „nicht schießen“ gerufen. Damit war die Gefahr einer Konfrontation gebannt. Wohl in der Meinung, dass Julius Huber ein Stadtverantwortlicher war, drohten die Soldaten ihn und seine Familie zu bestrafen, falls die Heilsbronner Bevölkerung Widerstand leistet. Bei den nun folgenden Hausdurchsuchungen der amerikanischen Soldaten kam auch ein afroamerikanischer Soldat mit anderen in die Kellerräume des Anwesens der Familie Huber - mit einer Schüssel Eier und eingemachten Birnen verließen sie das Haus. In den nächsten Tagen haben sich bereits Teile der Jugend und der Bevölkerung Heilsbronn mit den amerikanischen Soldaten angefreundet.